

Nr. 240. Bromberg, den 3. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(11. Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Boubou, der Schmetterling und der Zollbeamte.

Bernier hat Herrn Ferdinands Aufträge genau ausgeführt. Er tat, als stiege er in Saint-Sulpice in die Stadtbahn nach der Richtung Montparnasse, ließ einen Zug passieren, wechselte den Perron, stieg in einen Zug, der nach Châtelet fuhr, stieg in Saint-Germain-de-Prés aus und nahm bis zur Porte du Bas-Meudon wieder ein Taxi.

Herr Ferdinand hatte ihm seinen Geldvorrat genau zubemessen. Als er die Spesen der Fahrt beglichen hatte, blieben ihm nur mehr sechzehn Sous.

Sie sollten sich auf der kleinen Eisenbahnbrücke nach Versailles treffen. Bernier wendet sich langsam dorthin, er schleift die Füße, denn die erhitzende Wirkung des Weines hat einer neuerlichen, noch tieferen Erschöpfung Platz gemacht. Boubou hingegen ist sehr angeregt; er springt herum, lacht und hört nicht auf mit Dummheiten.

Die Gegend hier ist nur wenig belebt.

Sie sind am Ende des Boulevard Victor, bei dem Quai de Javel. Kein einziges Gebäude weit und breit. Nur, daß sich eine düstere Bastei, aus deren Mauern die Feuchtigkeit sickert, an den Damm der Festungswerke lehnt, die auf der anderen Seite aus den Auen von Issy neben einem großen Wassergraben aufragen. Die Seine fließt dicht daneben inmitten einer verödeten Vorstadtlandschaft.

Niemand ist unter der kleinen Brücke. Und ringsherum ist auch niemand.

„Ich bin der erste," denkt Bernier.

Er bleibt aber getreu seinen Aufträgen dort und setzt sich an den Rand des Fußsteiges.

Boubou will spielen: „Papa, laß mich herum laufen!"

„Bleib hier!"

„Ach, Papa, so laß mich doch!"

„Wirst du nicht weglaufen?"

„O nein, ich spiele nur."

Bernier hat mit einem Blick die Umgegend geprüft. Nichts Verdächtiges. Boubou kann spielen.

„Geh, mein Kleiner!"

Das Kind entfernt sich mit einem großen Freudenschrei. Es wird bald elf Uhr Mittag schlagen. Eine fahle und bleiche Sonne drückt ihr gelbes Gesicht gegen einen wattedichten, rauchigen Nebel. Hinter der Gürtellinie, wo die kleinen Fabriken sich aneinander reihen, hämmern von ferne die Hämmer gegen das Eisen, Motoren ächzen, Sirenen heulen. Auf den Festungswerken erschöpft sich eine einsame Trompete in immerwährendem eigensinnigen: „Hier oben gibt's zu trinken was, es gibt etwas zu trinken . . . tataratata . . . tataratata . . ." Auf der Seine keuchen die Schleppdampfer . . .

Berniers Kopf ist seltsam leer und dumpf und er leidet unter dem vielfältigen Lärm, der scheinbar über ihm zusammentrifft, unter den Metallbeschlägen der Brücke ineinander schmilzt und wie mit eisernen Fäusten gegen sein überempfindliches Hirn hämmert.

Oh, diese fernen Hämmer, diese Hämmer! . . . Mehr als fünfzehn Minuten verrinnen. Und noch immer ist niemand da. Kommt Herr Ferdinand vielleicht überhaupt nicht? Hat Goume — trotz der strengen Regeln des Geheimbundes — sich am Ende geweigert, ihm Hilfe zukommen zu lassen? Bernier fühlt, wie sich bei diesem Gedanken sein geängstetes Herz zusammenkrampft. Aber da springt er auf und sagt stöhnend, als wollte er sich bei seinem plötzlich erwachten Gewissen laut entschuldigen: „Ich ginge ja nicht, wenn ich nicht ganz verlassen wäre, ohne einen Sou, . . . nein, nein, gewiß nicht . . . aber ich bin allein . . . ganz allein . . . und da . . ."

„Hallo!" sagt eine Stimme. „Einundsechzig!"

Bernier richtet sich auf, sieht um sich. Es ist niemand da. War das eine Halluzination?

Die Stimme wiederholt: „Einundsechzig! . . . Ich bin es . . ."

„Wer?"

„Ferdinand."

„Wo bist du denn?"

„Da oben . . . auf der Brücke . . . ich liege an der Brüstung . . . damit man uns nicht zusammen sieht . . . die Zollstation ist ganz in der Nähe . . . Hör mal, Kamerad . . . Du gehst einmal ganz sacht, wie wenn du ein bißchen promenieren wolltest, an das Ufer . . . gehst zuerst vor den Finanzern durch das Tor von Meudon . . . rechts sind, du wirst es schon sehen, eine Menge kleiner Seineschiffe, die die Gesellschaft liegen gelassen hat . . . Sie gehen dort kaputt . . . verfaulen . . . doch das geht uns einen Dreck an . . . Du verkriechst dich ganz leise in dem letzten . . . es ist das schäbigste . . . überhaupt nur mehr verrostetes Eisenzeug . . . Drin aber . . . dort, wo einmal die Maschinen waren, hab ich dir Wurst, Brot und einen Liter zum Saufen unter einer Zeitung vorbereitet . . . Das ist für den Tag . . . Schau, daß niemand dich sieht . . . Kommen aber ein paar Burschen, die fischen wollen, so tu, als hieltest du dein Sonntagsschläfchen . . . Steck auch deinen Boubou hinein . . . Das Wurm springt überhapt zu viel herum!"

„Aber Goume . . . wann werde ich ihn sehen?" fragt Bernier beunruhigt.

„So wart doch, ich bin ja noch gar nicht fertig . . . Heut abend, wenn's schon recht dunkel ist, wird ein Boot an dein Schiff anfahren . . . Da steigst du dann ein, du und dein Laffe . . . Was aber dann geschieht . . . Still! . . . Das wirst du schon sehen."

„Aber warum kann ich denn nicht sofort zu ihm?"

„Herrgott noch einmal, bist du ein Trottel! . . . Kapierst rein gar nichts! . . . Wir sollen deinetwegen wohl alle in die Patsche kommen! . . . Bevor Goume dich empfängt, muß man erst sicher sein, daß die Putz dich nicht ausgeschnüffelt hat . . . oder besser gesagt, daß sie dich nicht in dem Augenblick hopp nimmt . . . Es gibt nur eines: entweder die Polizei bekommt dich zu fassen und schickt dich wieder ins Bagno zurück, oder wir, die Glieder der Kette, helfen, daß du ihr entwischst . . . Hast du verstanden?"

„Ja", stammelt Bernier, entsetzt über diese plötzliche Alternative.

„Dann, viel Glück heut abend!"

Bernier vernimmt über seinem Kopf ein Geräusch wie von kollernden Kieselsteinen und die raschen Schritte eines Mannes, der sich auf dem Kies entfernt.

Er überrascht sich selbst, wie er unbewußt in seiner Angst

für sich wiederholt: „Oder die Polizei bekommt dich zu fassen und schickt dich wieder ins Bagno zurück! . . .“

Boubou begegnet einem gelben Schmetterling. Es ist ein ganz junges, etwas tolles Insekt, das in den Gärten der Vorstadt wohl zu viel Pollen geschlürft hat. Es fliegt mit schweren Flügeln, wie betrunken in Zickzacklinien der Kreuz und Quer und lacht mit all seinen bebenden Fühlern, weil es sich bei den Befestigungsabhängen den Bauch an den zitternden Grasspitzen kitzelt.

Boubou ist auch ein bißchen toll, hat auch zu viel von dem würzigen Glühwein getrunken. Er taumelt hin und her, läuft, bleibt stehen, kehrt wieder zurück, fährt ebenfalls ganz verrückt herum . . .

Da sieht er den Schmetterling und sagt: „Dich will ich haben.“

Der Schmetterling hat das Kind gesehen und denkt: „Du kriegst mich nicht.“ Und wirft sich gegen den Himmel.

Da Boubou weder ein Netz, noch einen Hut oder eine Kappe hat, nimmt er das kleine Tuch, das seinen Bubenkopf verdeckt. Und stürzt davon . . .

Dieser kleine Saufbruder von einem Schmetterling, er traut seinen Kräften denn doch zu viel zu! Dort oben packt ihn der Schwindel. Er purzelt mit losen Flügeln wirbelnd wie ein Blatt herunter. Zehn Meter hinter dem Abhang, dort muß er herabgefallen sein. Boubou macht eine kreisende Armbewegung wie ein Netzfechter und eilt weiter, bereit, das Tuch über den Schmetterling zu werfen . . .

Aber wo sind nun die gelben Flügel?

Prrr! Sie steigen aus einem Büschel Löwenzahn und fliegen, ohne sich weiter zu erheben, aber mit verschärfter Geschwindigkeit über die Böschung und den Quai du Javel, um sich dann auf der anderen Seite am Ufer des Flusses auf einem wurmstichigen alten Teerfaß niederzulassen.

Boubou aber, der kann nicht fliegen. Dafür läuft er. Er kollert über den Abhang, überquert den Quai, erklimmt die Böschung, erreicht das Faß.

„Ich will dich haben!“

Schon hat er das Tuch ausgeworfen . . .

„Du bekommst mich nicht!“

Spöttelnd ist der Schmetterling vom Boden aufgeflogen. Er macht plötzlich kehrt und schlüpft — o Hohn! — zwischen den Beinen des Knaben durch, um sich dann zitternd vor Vergnügen mit wackelndem Kopf und zurückgelegten Fühlern den Brisen des Flusses zu überlassen.

Die Verfolgung geht weiter . . .

Herr Piérout, Beamter der städtischen Zollstation, sitzt auf einem Stuhl im Schatten des Festungswalles, liest das Petit Journal und wartet dabei auf Wagen, Automobile und sonstige Vehikeln, die von der Steuerbehörde untersucht werden sollen, um diese Zeit aber nur sehr selten an dieser Stelle vorüberkommen. Zwei Schritte vor ihm, aber im vollen Sonnenschein, studiert sein Kollege Cazot, indem er eine lange Pfeife raucht, das Handbuch über die „Hundert Arten der Kartoffelbereitung“.

Plötzlich bedeckt Piérout sich den einen Schenkel wie mit einer Serviette mit der Zeitung, stützt einen Ellbogen darauf und sagt: „Du, Cazot, hast du die Geschichte von dem entsprungenen Sträfling gelesen?“

„Den man am Tag seiner Hochzeit verfolgt hat und der in einem Sarg geflohen ist . . . ja, ja, Piérout, ich hab es gelesen . . . ist alles Bluff!“

„Es ist wahr . . . steht doch hier im Petit Journal.“

„'ne Zeitungsente!“

„Aber es ist wirklich wahr . . . . es sind ja auch die Namen angegeben . . .“

„Die Namen . . . pah . . . das ist alles erfunden.“

„Der alte Sträfling hat jedenfalls, wie ja auch in dem Artikel steht, ein rechtes Pech gehabt . . . Nur mehr fünf Tage und er wäre dem Gericht auf immer entgangen . . . aber ich bin überzeugt, diesmal entschlüpft er nicht wieder. Er wird vorher gefangen . . .“

„Nein . . . er kommt durch.“

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es eben.“

„Na, warum hast du denn dann gerad erst gesagt, daß die Geschichte von dem Sträfling Bluff ist?“

„Ich . . . ich hab das gesagt?“

„Ja, du hast das gesagt.“

„Nein!“

„Doch . . . aber ganz abgesehen davon, woher weißt du denn, daß er durchkommt?“

„Und du . . . woher weißt denn du, daß man ihn vorher erwischt?“

„Wegen der Prämie von zehntausend Francs, die derjenige oder diejenigen bekommen sollen, die ihn fangen . . . Da werden die Leute nicht wenig suchen . . . Sein Steckbrief steht auch drin . . . Hast du gelesen? . . . Er ist mit seinem Sohne geflohen, mit einem Buben von sieben Jahren . . . man ruft ihn Boubou . . .“

„Boubou!“

„Nein, Boubou.“

„In meiner Zeitung . . . da steht Bonbou.“

„So schau doch in das Petit Journal! . . . Er heißt Boubou! . . . Und dann hat man aus den Spuren in seinem Zimmer geschlossen, daß er sich den Bart vor seiner Flucht abgenommen hat . . . Und durch die Blutflecken, die an seinem Handtuch geblieben sind, weiß man, daß er sich in der Hast in das Kinn geschnitten hat . . . Cazot, halten wir die Augen offen! . . . Wenn er vielleicht hier vorbei kommt . . .“

„Er kommt nicht hier vorbei, Piérout!“

„Warum nicht?“

„Er ist weit weg, wenn er überhaupt noch auf der Flucht ist.“

„Das ist ganz gleich . . . Zehntausend Francs, Cazot... Die sind der Mühe wert!“

„Herr Piérout möchte wohl gern ein bißchen Detektiv spielen?“

„Und warum denn nicht, Herr Cazot?“

„Dazu braucht's einen ‚Flair‘!“

„Und den hab ich nicht . . . Das willst du doch damit sagen!“

„Ich sage bloß, daß wir nur dazu da sind, um die Kaufleute zu verhaften und nicht die Apachen . . . Jedem sein Handwerk, Piérout! . . . Du kannst 'ne Kiste alten Schnaps erwischen, aber sicher nicht einen entsprungenen Sträfling . . . Hahaha . . . Piérout als kleiner Sherlock Holmes! . . . Hahaha, ich sterbe vor Lachen über dich!“

„Und ich, Herr Cazot, ich berste vor Mitleid mit Ihnen!“

„Hahaha . . . Piérout als Detektiv! . . . Hahahaha!“

„Und warum denn nicht!“

„Haha . . . haha!“

„Vielleicht wird man eines Tages noch sehen . . .“

„Hahahahahaha!“

Wenn Piérout „weiß“ sagt, so sagt Cazot „schwarz“. Das ist nun einmal so eingeführt. Hindert aber nicht, daß die beiden Kollegen die besten Freunde sind.

Herr Piérout vertieft sich verärgert wieder in das Petit Journal. Und murmelt, nach der Gewohnheit einfacher Leute, langsam mit halblauter Stimme: „Als — man — die — junge — Frau — über — die — entsetzliche — Persönlichkeit — des — Mannes, — den — sie — eben — geheiratet — hatte, — aufklärte, — schlug — sie — mit — beiden — Armen um — sich — und verlor — das Bewußtsein. — Die Aufregung — in — der — entzückenden Kleinstadt — Nogent — sur — Marne, — wo — der — einstige — Sträfling — sonderbarer — weise — sich — des — besten — Rufes — und — allgemeiner — Sympathie — erfreute, — ist — unbeschreiblich.“

Der tolle Schmetterling macht plötzlich halt und läßt sich, indem er den atemlosen Boubou von weitem auslacht, bald auf einem Haufen von Stricken, bald auf einer Schiffswinde, bald auf einem winzigen Gänseblümchen, bald in einer alten Konservenbüchse nieder. Da sitzt er jetzt mitten in einem Salatbeet auf einem Salatblatt. Auf einem Salatblatt? Ja, denn er ist unter einem Stacheldraht durchgeflogen und so in das kleine Gärtchen der Zollstation hineingeraten. Hier hat Piérout, der auf die Gärtnerei versessen ist, auf einem undankbaren, schlechtgelegenen Boden, ohne Erde, zwischen durcheinander geworfenen Pflastersteinen ein bißchen Gemüse gezogen. Es gibt drei Arten von Salat, Kohl, Porree und ein paar Radieschen. Außerdem hat Piérout aus Liebhaberei Melonen ziehen wollen, doch die Früchte blieben grün und zwergenhaft und der englische Kirschbaum, den er gepflanzt hat, wird vielleicht in ein paar Dutzend Jahren eine saure Kirsche tragen. Piérout aber hängt so leidenschaftlich an seinem Garten wie ein Geizhals an seinem Schatz.

Boubou macht es wie der Schmetterling und schlüpft unter dem Stacheldraht durch. Aber er kann sich allerdings nicht leicht und duftig und beinahe schon körperlos auf die jungen Salatpflanzen niederlassen.

Er zertritt sie.

„Schmetterling, ich will dich!“

„Und du bekommst mich doch nicht, du Lausbub!“

Boubou wirft mit derselben weiten Armbewegung, mit der ein Cowboy den Lasso schleudert, sein Tuch aus, fällt aber, mitgerissen vom eigenen Schwung, der Länge nach in die Salatpflanzen hinein.

Frrr! . . . Das Insekt verläßt sein Blatt und klammert sich mit bebenden Fühlern, die an still lachende Lippen erinnern, an den untersten Ast des Kirschbaumes an.

„Ich will dich!“

„Du bekommst mich nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Allerseelenmond.

Die Kastanienbäume weinen
ihre letzten Blätter nieder,
in den toten Buchenhainen
schauern die Novemberlieder.

Über Grabgevierte gehen
dumpfe Allerseelenklagen,
in den schwarzen Nächten stehen
geisterhafte Wolkenwagen.

In versumpften Gründen brauen
Schattenhände krause Dünste,
waldwärts tragen Nebelfrauen
ihre wallenden Gespinste.

Und des Jahres Kränze modern,
und der Sturm ballt sich zusammen —
Nur in meinem Herzen lodern
osterhelle Frühlingsflammen ...

Willi Lindner.

Traumschloß.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Ursula Lindt dachte wenig über das nach, was die letzten Wochen ihr gebracht hatten. Sie sah nie einen bestimmten Weg und ein besonderes Ziel; sie nahm vom Leben an, was es ihr zutrug. Und daß nun einmal einer aus der Gesellschaft, die sie umgab, einer von den vielen, die offen oder heimlich die schöne Frau umwarben, hervor trat und ihre Hand begehrte, schien ihr so natürlich, daß sie sich nicht darüber wunderte und sich kaum Mühe gab, das Für und Wider dieses entscheidenden Schrittes zu überlegen. Einmal mußte es doch sein. Karl Becker war reich, bot ihr ein sorgenfreies Leben — es hatte Träumer und Schwärmer genug gegeben, die weniger bieten konnten — und war selbst lebensfroh genug, um nicht als Last und Hemmung empfunden zu werden. Ein hübsches Haus wartete auf sie. Darum würden sie viele beneiden.

Eins war nur, was sie manchmal zum Nachdenken zwang. Sie würde nicht Beckers erste Frau sein. Er hatte viele geliebt — und er war keiner treu geblieben. War es da möglich, daß er stark genug war, sie zu halten, ihr Leben auszufüllen? Konnte er sie vergessen machen, daß da draußen noch ein anderes verlockendes Leben weiter ging? Wenn Ursula daran dachte, wurde ihr ein wenig bange. —

Ja, wenn der Rainer noch lebte! Mit dem hätte sie jetzt darüber sprechen können, ganz ohne Scheu. Er wußte so wunderliche Wege, ihre Gedanken aufzudecken, auch wenn er selbst darunter litt. Das hatte Ursula erst viel später erfahren. Und mit einem Male war sie mit ihrer Erinnerung ganz bei dem toten Freunde. —

Sie hatten sich einmal in ihrer Phantasie ein Haus gebaut, wie Kinder fast, aber mit dem zärtlichen Ernst der Liebenden, die einen Traum so lebhaft wie die ersehnte Wirklichkeit zu gestalten wissen. Immer, wenn sie beisammen waren, sprachen sie über Grundriß, Lage und Einrichtung dieses Traumschlosses, als sähen sie es wahrhaftig vor sich und als wollten sie am nächsten Tage schon einziehen. Und diese gemeinsame Arbeit der Gedanken, dieses Spiel der Phantasie, brachte sie einander näher als alle Worte über die Wirklichkeit. Hier lernten sie sich erkennen, in ihren Wünschen, in ihren kleinen Eigenheiten, in ihren Interessen und Anschauungen. Sie berieten und halfen sich, erlebten, erfreuten und trösteten sich. —

Das Spiel war zu schön, um Wirklichkeit werden zu können. Rainer starb. „Aber du darfst nur rote Blumen in deinem Zimmer haben", hatte er eine Stunde vorher noch gesagt. —

Wie erwachend stand Ursula Lindt plötzlich auf. Am Morgen, als sie aus dem Fenster gesehen hatte, war ihr ein kleines Gefühl der Vereinsamung gekommen. Allerseelen! Alle Menschen auf der Straße gingen den Weg zu Menschen, die sie verloren hatten. Warum kam ihr jetzt erst der Gedanke, auch auf den Friedhof zu gehen? War es schlimm, eine halbe Stunde an Rainers Grab zu stehen, — auch wenn man in kurzer Zeit die Frau eines anderen sein würde? —

Lange blieb sie vor dem Hügel. Und es war viel, was sich an Fragen stumm über ihre Lippen drängte und was sie als Antwort vernahm. Wie Heimweh empfand sie es, als sie daran dachte, daß er jetzt — wie oft — Sorge um sie haben würde und daß sie ihn erfreuen könnte, wenn sie sagte: „Ich gehe nicht in das neue Haus, Liebster — ich bleibe in dem, das wir gebaut haben —."

Hatte er aber nicht auch immer Freude geben, ihr Leben reich und sicher gestalten wollen? War es nicht Schwachheit, das zu vergessen und sich mit Trauer zu begnügen? Nein, sie kannte ihren Rainer gut. Freude konnte sie ihm geben, wenn sie mit Gedanken weiter lebte, die in den stillen Stunden ihres ernsten Spiels aufgeblüht waren — bewußt des eigenen Wertes, ein Ziel vor Augen — den Reichtum inneren Lebens erkennend. Und dazu gehörte, daß sie sich nicht willenlos und gleichgültig der gebotenen Zukunft überließ, sondern daß sie das neue Leben mit Karl Becker selbst gestaltete, daß sie die Starke war, die ihn hielt und besserte und vielleicht einmal zu einem Menschen machte, der ihrer würdig war. —

Dann durfte sie immer wieder unbefangen zu dem Traumschloß zurückkehren — das jetzt nur ein schlichtes Grab geworden war — durfte mit ihren Fragen zu Rainer kommen wie einst. Er würde freundlich und gar nicht traurig zu ihr heraufsehen.

— — Als Ursula Lindt am Abend Karl Becker ihr Jawort gab, wollte er sie lachend in seine Arme schließen. Aber er hielt verwundert und betroffen inne vor dem Ernst und der stillen Reife in ihren Augen, die er nur lachend kannte. Und es war ein nie gekanntes Gefühl der Scheu in ihm, als er sie zaghaft in erwachter Demut küßte.

Der Tiger von Debbing Doe.

Exotische Skizze von Franz Friedrich Oberhauser-Wien.

Eine volle Stunde schon rollt der Karren mit den Zebuochsen und den Scheibenrädern langsam dahin, taucht in den Schatten von Hügeln und Wildnis, durchquert einen Bach und kommt den Dschungeln näher. Draußen rennen die Hindus mit schweißnassen Körpern am Gespann entlang. Ein wilder, durchdringender Geruch füllt das Innere des Wagens und bleibt an Kleidung und Wänden hängen; das ist die Stunde des Vergehens und zugleich die Stunde des neuen Lebens. Ein kurzer, wenige Minuten dauernder Platzregen wird dieses aus der Erde zwingen. Welch ein Abenteuer, dies allein! Die Moskitos und Insekten schwärmen durch die Dunkelheit, und die Nacht hängt tief über dem Lande; immer lauter rauscht das Streichorchester der Zikaden und strömt die Serenade des Kleingetiers über uns hinweg. Der Plantagenbesitzer Peters reicht die Whiskyflasche herum.

Der scharfe, schwüle, peinigende Geruch verstärkt sich. Enger halten sich die Eingeborenen an den Wagen. Von draußen herein hallt das Geräusch streifenden Wildes; dunkel erdröhnt die Erde unter dem Gang eines Elefanten. Die Bäche füllen sich, als könnten sie das verlorene Wasser aus dem Ozean saugen, und fließen zurück in das Schwarz des Urwaldes.

Der Himmel scheint tiefschwarz, und dennoch ist es dämmerig, als käme dieses dunkle Licht aus einer durchscheinenden Erde. Es ist mir, als sähe ich die Bäume wachsen; als füllte sich der Wald mit lauten Stimmen, als redeten die Sümpfe in einer unverständlichen Sprache.

Der Eingeborene, dessen weißer Sarong zu uns herein leuchtet und der die Botschaft von dem Überfall des Tigers gebracht hat, bleibt plötzlich stehen. An seiner Stelle ängt Marjadi in das Dunkel. Dreimal war der Malaie mit Peters auf der Dschungeljagd, aber immer wieder ergreift ihn das Entsetzen vor den Dämonen; denn alles, was unter der Sonne Indiens lebt, alles Leben ist gleichbedeutend mit einer Gottheit

Hinter einem kleinen Bestand von Palmen und Teakbäumen stehen wir still. Wir horchen in das Gespräch, in das Lärmen der Nacht; aber nichts hören wir von der Nähe des Tigers. — So halten wir, eng beisammen in das ewige Rätsel der tropischen Nacht lauschend, von den Mücken überfallen, eine Beute der Insekten, preisgegeben den Millionen Feinden, in banger, quälender Stille.

„Der Wechsel!" flüstert Peters, der den Geruch des Raubtieres kennt.

Wir dringen in die Dschungel ein; langsam, vorsichtig; nach einigen Minuten kommen wir auf den Kampfplatz, auf dem das niedergeschlagene Rind des Urwaldes liegt, mit aufgerissenen Adern, daraus der Tiger das Blut geschlürft.

„Er hat getrunken", sagt Peters, „bald wird er sich die Nahrung holen."

Wir kehren eilig zurück, mit drei Hindus eine Doppelpalme erkletternd; indes der Rest der anderen Eingeborenen hinter einem dichten Wall der niederen Bäume bleibt, richten wir uns einen Platz zur Beobachtung ein.

Niemand rührt sich. Wir sitzen zwei Stunden lang, das Gewehr schußbereit auf den Knien. Ich denke an eine Jagd auf Krokodile; sie ist spannender und weniger gefährlich, als eine solche nach dem Raubwild der Dschungel, quälend, schweißtreibend und aufregend. „Jeder Tiger", flüstert Peters kaum hörbar, „kehrt zur Beute zurück, außer in der Regenzeit."

Wir warten, und abermals vergesse ich merkwürdigerweise den Schuß in das Dunkel, in das rasende, tolle, gierige

Leben, das in dieser Nacht gleichsam aus dem Nichts, aus den Lüften quillt, tausendfach, unzählbar; eine Quelle des Lebens. Und mitten hinein in diese betäubende Quelle des Lebens will Peters den Schuß abfeuern, nichts anderes tun, als diese Erde tut, das Naturgesetz es fordert.

In den dämmerigen Umrissen der Lichtung sehe ich jedes Ziel schwankend werden. Ich spüre den beißenden, scharfen Gestank der Beute, des niedergeschlagenen Rindes in der Nase; wenn ich die Hand hebe, schwirren die Insekten um mich auf. Ich sehe zwei Lichter von unten herauf glühen; aber nichts geschieht; sogar die geliebte Pfeife wird zu einer Gefahr.

Und während ich über den Sinn dieser qualvollen Stunden nachdenke und einen faustgroßen Käfer von meinen Knien schleudere, flammt plötzlich der Blitz des Schusses auf.

Feuergelb ist die Nacht durchloht, für eine Sekunde zerrissen — dann bricht wieder die Dunkelheit herein, tiefer, gefährlicher, grauenhafter als je: nun haben wir einen Feind dort unten auf der Erde.

Eine Stille lastet auf dieser Erde; dann kommt ein müdes, verlorenes Echo des Schusses, als hätte er dieses beispiellose Leben vernichtet. Aber bald beginnt es wieder wildbrausend von neuem sich zu erheben: die Sümpfe, die Dschungel, die Bananen und Lianen, selbst in den Palmen hängt ein hölzernes Rauschen. Aber von dem Feinde kein Laut.

„Ich habe gefehlt!" sagte Peters neben mir, mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde.

Zwei volle Stunden mußten wir auf dem marternden Hochsitz bleiben. —

In der blassen, erwachenden Dämmerung, die über die Dschungel streicht, ist der Platz unten leer. Das Rind liegt allein. In der Ferne ertönt der Schrei eines Wildes wie der eines Schakals. Das Orchester der Insekten verstummt langsam. Wir klettern hinab. Verängstigt und schlaftrunken kommen die Eingeborenen zurück.

Peters schweigt. Eine halbe Stunde sucht er nach der Spur des Tigers; er findet sie nicht.

Dann steigen wir wieder in unseren Zebuwagen. Die Hindus sind fröhlich, laufen eilig und schwatzend neben dem Wagen einher, den Dörfern zu. Peters hat die Büchse noch immer schußbereit auf den Knien liegen. „Er verfolgt uns, es ist Zeit, daß wir nach Hause kommen!"

Rascher geht es dahin. Im Trab. Es lärmt dunkel über der nun wieder trockenen, dürstenden, weichen Erde auf. Die Hindus sind vorausgeschickt und bald hinter einem Hügel verschwunden.

Eine Stunde später ereignet sich etwas Seltsames, Unfaßliches: Wir waren aus dem Wagen gestiegen, um über eine Höhe einen kürzeren Seitenweg einzuschlagen und dem glühenden Strahl der Morgensonne zu entgehen. Bald erreichen wir unter schattigen Farnen das Campoung. Plötzlich ein dumpfes, krachendes Gebrüll.

Peters bleibt stehen und lauscht in die Wildnis zurück; ein Schatten wechselt über sein braunes Gesicht. „Das Gespann!" ruft er plötzlich, „der Tiger hat die Zebus überfallen!" Dann setzt er, im glühenden Sonnenbrande, nach dieser gräßlichen, nassen, schwülen, dumpfen, durchwachten Nacht, zum Laufe an. Hinter dem Hügel weg stürmt der Ochsenkarren in rasender Fahrt, durch die Bazarstraße auf den Gemeindeplatz.

Und mitten auf dem Wagen, unter dem zerrissenen Blätterdach, brüllend, vom rasenden Lauf der Ochsen verstört und gehindert, von der unter ihm dahinfließenden Erde verwirrt, wild in seiner Angst, unentschlossen, völlig machtlos geworden, hält sich der Tiger in den hölzernen Wänden verfangen. Er hat in seinem Sprung, der zu kurz gewesen sein mochte, um die Zebus zu erreichen, das Dach eingerissen, und nun steht er dröhnend in seinem Gebrüll mit schwankendem Leib auf dem dahinrasenden Wagen, den gelbbraun gestreiften Kopf hoch in die Luft geworfen, mit geöffneten Lefzen und blanken schimmernden Zähnen.

Ein zweiter Schuß dröhnt und jagt die Menschen an die Fenster und unter die Häuser. Die Zebus, als hätten sie begriffen — blieben mit einem Ruck stehen.

Mit dumpfem Fall schlägt der getroffene Körper des Tigers über den Wagen, das Dach hinter sich her reißend, auf den heißen, rotbraunen Sand.

Ein Glas trübes Wasser wird nicht durch Umrühren klar, sondern durch Ruhe.

J. Chr. Blumhardt.

•

Mache nicht aus jedem Hölzchen am Wege ein Kreuz.

Schlatter.



Bunte Chronik

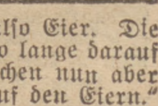


* **Von Büchern erschlagen.** Vor kurzem wurde ein alter baltischer Baron, der letzte Sproß eines zähen Hanseatengeschlechts, der mit seiner Haushälterin in einem halb verfallenen Haus in Riga lebte, in seiner Bibliothek tot aufgefunden. Die Untersuchung des Falles ergab, daß einige schwere und wahrscheinlich sehr gelehrte Bücher aus dem Bücherschrank auf den Kopf des Bücherwurms gefallen waren. So viel Weisheit auf einmal und in so eindringlicher Form vermochte der sonst feste und starke Kopf des Barons nicht standzuhalten und so mußte der Alte sein Leben lassen. Es ist etwas Unheimliches, von der Wissenschaft so buchstäblich erschlagen zu werden. Man hat festgestellt, daß ein solcher Tod in der Geschichte schon öfter zu verzeichnen war. Professor Stöffler, ein deutscher Astronom, der Hellenist Coray und andere wurden, während sie in ihrem Bücherschrank herumschnüffelten, unter einer Bücherlawine begraben und starben. Auch der berühmte Saint-Charles, der Bibliothekar des Kardinals de Retz, fand den Büchertod. Mehrere andere berühmte Persönlichkeiten haben, durch die Leidenschaft für ihre Bücher geistig zerrüttet, freiwillig den Tod gesucht. Eratosthenes, der griechische Philosoph, zog es vor, Hungers zu sterben, als er blind geworden und seine geliebten Bücher nicht mehr sehen konnte. Prinz Napoleon Camerata, dessen Gattin aus Rostands „L'Aiglon" bekannt ist, schoß sich eine Kugel in den Kopf, und zwar eine Stunde nachdem er seine Bibliothek hatte verkaufen müssen. Und der russische Bibliophile und Freund Puschkins, Sobolewski, gab fünfzigtausend Rubel, um einige Unika aus seinen Bücherschätzen, die ihm gestohlen worden waren, zurückzubekommen. Als er sein Ziel nicht erreichte, warf er sein Leben weg. Daraus darf man aber nicht den Schluß ziehen, daß alle Bücherliebhaber Menschen sind, die aus ihrem geistigen oder seelischen Gleichgewicht gebracht sind.

•

* **Der Gott des Negers.** Die „Frankfurter Zeitung" meldet: Polnische Zeitungen erzählen eine abenteuerliche Geschichte. Im teuersten Hotel der Stadt, dem „Bristol", pflegt das eleganteste Publikum die Nächte zu durchtanzen. Die Hotelgäste geraten hierüber oft genug in helle Verzweiflung, wenn das unendliche Gedudel und Gestampfe sie nicht schlafen läßt. In den Zwischenpausen gibt es dann allerhand Tanzdarstellungen, und hierfür war auch seit längerer Zeit ein Neger engagiert. Wie es so geht, gab es eine ganze Reihe von Damen aus der voll- und auch aus der halbwertigen Welt, die von der Erscheinung des schwarzen Jack ganz hingerissen waren. Aber dieser war nicht ohne weiteres zugänglich und es bedurfte schon einer förmlichen Belagerung, um in seine übrigens merkwürdig phantastisch und luxuriös ausgestattete Wohnung zugelassen zu werden. Kam nun so eine Dame erwartungsvoll zu Jack, so zeigte er einen Negergott aus Holz, der ausgehöhlt war und das Maul weit aufsperrte. „Er frißt nur Gold und Edelsteine", sagte Jack, und die Damen streiften ihre Bijous ab und stopften, was sie nur besaßen, dem verwöhnten Negergott in die aufgerissene Schnauze. Die Frau eines Großgrundbesitzers bekam nun später Reue und zeigte den Neger an, als er sich weigerte, die „Opfergaben" zurückzuerstatten. So kam es zu einer Haussuchung bei Jack, die ihn dermaßen aufregte, daß er sich die Pulsadern durchschnitt. Das Schlimmste aber ist, daß im Bauche des goldfressenden Gottes noch eine Unmenge von kostbarem Schmuck gefunden wurde, der leider dann auch von den betreffenden Ehemännern als Eigentum ihrer Frauen erkannt wurde, und daß infolgedessen eine Unzahl von Scheidungsprozessen eingeleitet wurde.

Lustige Rundschau



* **Naturkunde.** „Vögel und Fische legen also Eier. Die Vögel legen die Eier in ein Nest und bleiben so lange darauf sitzen, bis sie ausgebrütet sind. Und was machen nun aber die Fische, Fritzchen?" — „Die Fische liegen auf den Eiern." — „Unsinn, Fritzchen. Hast du schon einmal Fische auf Eiern liegen sehen?" — „Jawohl, Herr Lehrer, Sardellen."

*

* **Glück.** Strolch (einen noch glimmenden Zigarrenstummel findend): „Bei der Kälte och noch warm! Ich hab' es ja immer gesagt: Glück muß der Mensch haben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.